

Die Identität der Bilder

Bei der Wahl des Themas für den Februar-Salon lag Urbane Künste Ruhr mal wieder ganz richtig. Die Frage nach „Stadt-Identitäten“ lockte so viele Interessierte nach Gelsenkirchen, wie schon lange nicht mehr und beinahe könnte man von ausverkauftem Haus sprechen, wenn nicht der Eintritt sowieso kostenlos wäre. Irgendwie liegt aber das Thema gerade auch wieder in der Luft: Die Huffington Post veröffentlichte genauso wie die WAZ gerade Listen, warum man das Ruhrgebiet lieben soll. Besonders originell waren freilich beide nicht, sondern klischeegetränkt mit Ehrlichkeit, Büdchen, Fußball und Currysoße. Dass so leicht nicht die Identität einer Stadt und ihrer Bewohner zu fassen ist, war wohl jedem, der am 20.2. zum Salon kam, klar – und dass das im Ruhrgebiet schon gar nicht funktioniert, erst recht. Auch deshalb werden so gerne die ewiggleichen Schlagworte hervorgezerrt, um dieser auseinanderdriftenden Region immer wieder wenigstens ein bisschen Zusammenhalt zu bescheren. Auch um dieses Problem sollte es an diesem Abend noch gehen.

Dass weder WAZ oder Huffington Post noch die aktuelle Ausgabe der Bauwelt, die ebenfalls in ihrem Schwerpunktthema Ruhrgebiet die Identitätsfrage anreißt, Ideengeber für den Salon waren, stellte die künstlerische Leiterin von Urbane Künste Ruhr, Katja Aßmann, gleich zu Anfang klar: Die Themen speisten sich stets aus aktuellen Projekten. In diesem Sinne stand vermutlich die Identitäten-Frage schon lange auf der Liste, denn der überwiegende Teil der Projekte von Urbane Künste Ruhr versteht sich als ortsspezifisch und damit immer auch als Auseinandersetzung mit der Identität.

Doch nicht nur thematisch sollte dieser Salon interessant werden, er zeigte auch, auf wie unterschiedliche Weise eine fruchtbare Diskussion entstehen kann. Bei der Ausgabe im Dezember waren sich alle Referenten im Kern einig und beleuchteten das Thema Mobilität aus verschiedenen Richtungen – der Diskussionsbedarf war gering, da die meisten Fragen bereits nach den Vorträgen geklärt waren. Ganz anders diesmal: Zunächst konnte der Eindruck entstehen, dass die Vorträge von Prof. Dr. Jens Martin Gurr und Thomas Willemeit sich kaum ergänzten, die Flut aufgeworfener Fragen nirgendwo hinführte und vielleicht sogar das Thema gar nicht wirklich erörtert wurde.

Wie gesagt, es war ein erster Eindruck, der – wie so oft – täuschte. Tatsächlich lieferten die beiden sehr unterschiedlichen Vorträge eine hervorragende Grundlage, um in der anschließenden Diskussion das Thema zumindest in den Grundfragen in den Griff zu bekommen. Mehr zu erwarten, wäre wohl auch zu viel gewesen, denn gäbe es eine einfache Klärung wie Stadt-Identitäten funktionieren und entstehen, würden sich nicht so viele Experten am Thema abarbeiten.

Thomas Willemeit bestritt den Auftakt. Der Architekt ist Mitbegründer des Büros GRAFT, das in Los Angeles, Berlin und Peking Dependancen hat und – sagen wir es ruhig – über die Fachwelt hinaus in der Öffentlichkeit bekannt ist als Lieblings-Architekturbüro des Schauspielers Brad Pitt. Willemeit stellte nach einer kurzen Einleitung vor allem einige Projekte des Büros vor. Allen gemeinsam ist die Beschäftigung mit urbanen Unorten. In seiner Einleitung legte Willemeit dar, dass es seiner Auffassung nach genau diese Unorte seien, an denen sich Stadt-Identität formiere. Jene Orte, die eben nicht von der Stadtplanung erfasst werden, sondern von der Bevölkerung der Städte mit Bedeutung aufgeladen werden. Hier passte auch – wenn es auf den ersten Blick auch widersprüchlich wirkt – ein stadtplanerisches Projekt von GRAFT zum Tempelhofer Feld in Berlin. Anders als andere Teilnehmer des Wettbewerbs sah GRAFT keine Bebauung vor, um dem Brachland eine Struktur zu geben, sondern analysierte zunächst das Bestehende. Auf einem Streifen des Feldes entdeckten sie bereits vorhandene Infrastrukturen wie Baseballfelder und kleinere Gebäude, die derzeit ungenutzt sind. Der Vorschlag des Büros ging nun dahin, diesen Streifen der Bevölkerung zur Verfügung zu stellen und abzuwarten, was sie damit anfängt.

Wesentlich stärker geplant kommt dagegen ihr *Walk of Fame* am Potsdamer Platz daher. Mit rotem Bodenbelag und eingelassenen Sternen ist das Projekt zunächst genau das, was man bei der Aufgabenstellung erwarten könnte. Die Kameras, durch die Besucher über den Sternen Hologramme der Stars sehen können, geben dem Projekt eine interaktive Dimension. Neben der klar geplanten Bebauung entsteht in der Anregung zur Interaktion mit dem Gelände ein Moment des Unplanbaren.

Ob dies jedoch ausreicht, um Stadt-Identität zu prägen, sei dahingestellt. Es belegt jedoch, dass Orte einen Mehrwert erhalten, wenn offene Angebote geschaffen werden.

Somit bildete Willemeits Vortrag aus der Praxis eine Grundlage für den zweiten Referenten des Abends, ohne dass das zunächst wirklich klar wurde.

Prof. Dr. Jens Martin Gurr ist von Hause aus Anglist und Literaturwissenschaftler und seit 2008 Sprecher des interdisziplinären Profilschwerpunktes Urbane Systeme an der Universität Duisburg-Essen. Genauso erklärungsbedürftig wie seine Forschungsarbeit ist dabei sicher der Umstand, dass Gurr eben nicht aus dem planerischen oder Architektur-Umfeld kommt, sondern aus der klassischen Kulturwissenschaft. In einem außerordentlich rasanten Vortrag, der die Zuhörer forderte und gelegentlich auch überforderte, lieferte Gurr nicht nur die wesentlichen Fragestellungen und Kernthesen seiner Arbeit, sondern ganz en passant auch noch einen Überblick über die Bedeutungsgeschichte des Wortes „urban“, deren spannendste Episode im Lateinischen zu finden ist. Cicero bezeichnete mit *urbanitas* nicht eine Lebensweise, die unbedingt nur in der Stadt möglich ist. Ganz im Gegenteil ist für ihn *urbanitas* die Geisteshaltung der reichen Landbevölkerung, die sich in philosophischen Diskursen ergeht und eher abfällig auf die Plebejer in der Stadt blickt. Urbanität also als kultivierte Geisteshaltung und nicht so sehr als städtischer Lebensstil.

Gurrs *Tour de Force* kreiste in allen Fragen um eine zentrale These: Die städtische Identität und die Identität der Bewohner entstehen nicht in planbaren Prozessen, nicht unmittelbar durch die gebaute Umgebung. Identität entsteht medial in Texten und Bildern der Städte. An diesem Punkt wird auch klar, warum eben nur ein Kulturwissenschaftler das Forschungsprojekt leiten kann. Gurrs zentrales Beispiel für die mediale Identität der Städte war New York, das durch die überragende Präsenz an Bildern, Filmen und Literatur auch all jenen Menschen vollständig vertraut scheint, die noch niemals dort waren. In diesem Zusammenhang machte Gurr eine Randbemerkung zum Ruhrgebiet, die im Anschluss zum Kern der Diskussion wurde. Das Ruhrgebiet habe bei der RUHR.2010 Eröffnungsfeier einen fundamentalen Fehler begangen. Um ein neues Bild des Ruhrgebiets zu vermitteln, hätte sie nicht ausgerechnet auf der Zeche Zollverein stattfinden dürfen, so Gurr. Zu rückwärts-gewandt sei die Ikonographie des Förderturms.

Die Stadtplanung ist also entmachtet, wenn es um Stadtidentität geht? Zu einem Teil sicherlich. Auf Unorte, die von Bewohnern in Besitz genommen werden, hat sie mit herkömmlichem Werkzeug wenig Zugriff, kann höchstens libertäre Räume schaffen, in denen sie selbst nicht mehr eingreift. Die mediale Prägung von Stadt-Identität liegt genauso außerhalb des Einflusses der klassischen Stadtplanung. An beiden Stellen ist die Kunst und Kultur gefragt. Um beim Naheliegendsten zu bleiben: Urbane Künste Ruhr hat mit – nur ein Beispiel – *B1/A40 Die Schönheit der großen Straße* ein Projekt im Portfolio, das beinahe exemplarisch für eine mögliche Beschäftigung mit urbanen Unorten steht. Eine Arbeit, die Aneignung von Stadt befördert, ohne tatsächlich selbst einzugreifen. Und mit der Arbeit von Schriftsteller Florian Neuner bei der *EMSCHERKUNST* setzt Urbane Künste Ruhr direkt bei der medialen Prägung und Umformung von urbaner Identität an.

Und noch einmal zurück zu der Eröffnungsfeier auf Zollverein: In der Diskussion fiel der Einwand, dass nicht so sehr der Förderturm der Zeche Zollverein das Bild war, das durch die Medien ging, sondern die Tatsache, dass sich das Ruhrgebiet auch von heftigem Schneefall nicht abhalten ließ, im Freien zu feiern. Auch das mag nicht ohne Klischeegefahr sein. Wir schaffen das. Dennoch ist es ein Bild, das in die Zukunft weist.